Unser Chinabild – Von Marco Polo bis heute[1]

Karl-Heinz Pohl

Eine Geschichte des Chinabildes in Europa ist auch die Geschichte der Begegnung zwischen Europa und China: Die Art der Begegnung – freundlich oder unfreundlich – bestimmt das Bild voneinander: positiv oder negativ. Jedoch wird das Bild auch indirekt bestimmt – vor allem durch eigennationale Wunschvorstellungen und Ängste. So wird im Folgenden insgesamt ein Schwanken des Chinabildes vom Altertum bis zur Gegenwart deutlich werden, und zwar eine Ambivalenz zwischen einer dort vermuteten idealen Welt (alles ist besser) und einer dort ebenfalls gesehenen schrecklichen Welt (ein Land der Monster und Unmenschlichkeit). Als Konstante wird sich allenfalls feststellen lassen, dass China zu Europa immer eine Gegenwelt bildete und es insofern bis heute die Aura des „Geheimnisses des Ostens“ bzw. des Inbegriffs der Unverständlichkeit bewahrt hat.

1. Indirekte Kenntnis von China im Altertum

Im Altertum gab es noch keine direkten Kontakte zwischen China und Athen oder Rom. Jedoch hatte man aufgrund des indirekten Handels zwischen Europa und Asien einen Namen für das ferne doch unbekannte Land: Im hellenistischen Griechenland nannte man die Chinesen Sinai (wohl abgeleitet von dem Namen der ersten vereinigten Dynastie der Qín 秦 – ausgesprochen etwa wie englisch *chin*); die Kunde davon gelangte über den Seehandel zu den Griechen. Die Römer hingegen wussten von den Chinesen über den innerasiatischen Landhandel auf der Seidenstraße. Sie nannten die Chinesen nach dem Produkt, das sie von ihnen einführten und in hohem Maße schätzten: seres (= Seide; möglicherweise abgeleitet vom chinesischen Ausdruck für Seide; heutige Aussprache: *sī* 絲).

Für die Römer war die Seide ein Luxusprodukt, das seinen Preis hatte: einen realen (sie wurde gleichsam in Gold aufgewogen) und einen moralischen: Die aus Seide hergestellten Gewänder für die römischen Frauen enthüllten offenbar mehr, als sie verbargen. Seneca schriebt darüber: „Ich sehe seidene Gewänder – soweit sie diese Bezeichnung überhaupt verdienen –, an denen nichts ist, womit man seinen Körper oder auch nur die Scham schützen könnte.“ Und der Geschichtsschreiber Plinius (der Ältere) meint, 100 Millionen Sesterzen würden – bei vorsichtiger Schätzung – jährlich wegen Seidenstoffen nach Osten abfließen. „Dies ist der Preis“, so schreibt er, „den unser Luxus und unsere Weiblichkeit uns kosten.“ Das Tragen von Seide wurde also in Rom zur Manifestation gesellschaftlicher Dekadenz, und so ist es nicht verwunderlich, dass der Senat im Jahre 16 n. Chr. ein Verbot gegen das Tragen



„Ich sehe seidene Gewänder – soweit sie die Bezeichnung überhaupt verdienen –, an denen nichts ist, womit man seinen Körper oder auch nur die Scham schützen könnte. Wenn eine Frau solche Gewänder anlegt, wird sie schwören, sie sei nicht nackt, doch man vermag ihr nicht zu glauben. Das ist nun der Stoff, der um einen gewaltigen Betrag von fernen Gegenden, die auch dem Handel fast unbekannt sind, herbeigeschafft wird, damit unsere Damen ihren ehebrecherischen Liebhabern im Schlafzimmer nicht mehr von sich zeigen, als sie es ohnehin in der Öffentlichkeit tun.“

Seneca, Über die Wohltaten (1. Jahrhundert n. Chr.)

Seide in Rom

1 Bei dem Text handelt es sich um ein Vortragsmanuskript (ohne Fußnoten).

von Seide erließ. Allerdings bedeutete dies kein Image-Schaden für die Serer. Die in China noch dichtgefaserte Seide wurde nämlich erst in Rom aufgefasert und zu durchsichtiger Gaze verarbeitet. Vielmehr galten die Serer in den Schriften als moralisch vorbildlich – eine Idealisierung (mit einer erhofften exemplarisch-didaktischen Wirkung), wie man sie von Tacitus hinsichtlich der Germanen kennt.

2. Erste direkte Kontakte mit dem Land der Wunder

Erste direkte Kontakte zwischen Europa und Innerasien geschahen durch zwei Ordensmänner (Franziskanermönche): Johannes Plano Carpini (1185 – 1252) und Wilhelm von Rubruk (1220 – ca. 1275); sie gelangten in der Mitte des 13. Jh., d. h. kurz nach dem Mongolensturm in Europa (Dschingis Khan starb 1227), in die Hauptstadt der Mongolen (Karakorum). Durch ihre Berichte aus dem Vorhof von China, dazu am Vorabend der Errichtung der mongolischen Yuán 元-Dynastie in China (1280 – 1368), erhielt China nun eine Wirklichkeitsdimension – statt Mythos oder Legende –, doch blieb die Wahrnehmung noch sehr verzerrt, d. h., sie wurde vornehmlich von der religiösen Perspektive der beiden Franziskaner bestimmt. In dieser Zeit tauchte ein neuer Name für China auf, der eine Beziehung zu historischen Entwicklungen trägt: Kathay (engl.: Cathay). Er bezieht sich auf einen Nomadenstamm mit dem Namen Kitai, der bereits lange vor der Machtübernahme der Mongolen den Norden Chinas beherrschte und dort die Kitan-Dynastie (chin.: Liáo 遼-Dynastie, 907 – 1125) errichtete. Wilhelm von Rubruk äußerte zum ersten Mal die Vermutung, dass das Land Cathay das Land der Serer sein müsse.

Während der Mongolenzeit sollen die legendären Reisen von Marco Polo und dessen Vater nach China stattgefunden haben (1260 – 1295), die China (bzw. das Land „Kathay") für Europa im 13. Jahrhundert „entdeckten". Marco Polo war ein Juwelenhändler und kein Ordensmann, insofern änderte sich mit ihm die Perspektive auf China: Alles war dort wunderbar und um viele Male besser und größer als in seinem heimatlichen Venedig. Sein einflussreicher Bericht von dieser „Gegenwelt" Europas kursierte unter verschiedenen Titeln, die seine Einschätzung schon in den Überschriften vermittelten: „Buch der Wunder der Welt", aber auch „Il Milione" – letzterer ein Titel, der an dem Autor als Spitzname (eines Aufschneiders) hängen blieb. Sein Bericht, den er nicht selbst geschrieben hatte, sondern den er einem Mitgefangenen während der Zeit seiner eigenen Gefangenschaft in einem Krieg zwischen Venedig und Genua erzählte (und der dies aufzeichnete), erschien noch vor dem Buchdruck (1452) und kursierte in vielen verschiedenen Handschriften und Versionen. So einflussreich sein Bericht seinerzeit war – er soll maßgebliche Lektüre von Christoph Columbus gewesen sein, der anhand Marco Polos Berichts die Reiselänge nach Indien zu errechnen versuchte –, so umstritten ist er heute in der Forschung: In Marco Polos Bericht fehlt nämlich die Erwähnung von solch typisch chinesischen Merkmalen wie Schrift, Essstäbchen, Chinesische Mauer, gebundene Füße der Frauen etc. Auch findet sich in den chinesischen historischen Aufzeichnungen nirgendwo ein Hinweis darauf, dass



18 Die Tafel des großen Khan; illuminierte Seite aus: Le Livre des Merveilles, 15. Jh.; Paris, Bibliothèque Nationale

Marco Polo: Das „Buch der Wunder"(französisch)

er – wie er vorgibt – in Diensten des Herrschers Kublai Khan gestanden hätte. Andere Ereignisse, so z. B. die Umstände und Begleitpersonen seiner Heimreise, sind allerdings historisch belegt, so dass die Kontroverse über die Echtheit seines Berichts wohl noch andauern wird.

Nach Marco Polos sagenhaftem Bericht über China wurde über fünf Jahrhunderte ein höchst positives Chinabild nach Europa vermittelt, wobei wir nun vom Zeitalter der Wunder und Legenden in das Zeitalter der Entdeckungen übergehen. Damit geht eine Entwicklung einher von Phantasie zu Wirklichkeit, von Fiktion zu Fakten. Im Jahre 1494, nach der Entdeckung Amerikas, teilte Papst Alexander VI die Welt in eine Spanien (Westen) und eine Portugal (Osten) gehörende Hälfte auf (Vertrag von Tordesillas). In dieser Epoche der Kolonisierung wurden nicht nur die bisher unbekannten Teile der Welt durch die Europäer unterworfen, vielmehr wurden die kolonisierten Völker auch auf militante Weise christianisiert. Im Gefolge dieser Entwicklung drangen die Portugiesen bis nach Indien (Goa) und später bis nach China vor, wo sie ohne Vertrag aber unter Duldung der chinesischen Obrigkeit 1557 in Macao eine Niederlassung gründeten. Aufgrund ihres unzivilisierten, gleichsam piratenhaften Auftretens prägte sich damals ein Europäerbild der Chinesen, das sich bis ins 20. Jh. gehalten hat: „Teufel, die über den Ozean kommen“ (*yáng guǐzi* 洋鬼子).

3. Das bewunderte Land der hohen Moral und erleuchteten Herrschaft

Ein Lichtblick in dieser Epoche des Kolonialismus bildete die Jesuitenmission im 16. und 17. Jahrhundert. Die Jesuiten verfolgten zunächst missionarische Interessen, doch waren sie gebildet und interessierten sich auch und gerade für geistige Fragen. Insofern bemühten sie sich – allen voran Matteo Ricci (1552 – 1610) –, zum Zwecke der christlichen Mission die geistigen Grundlagen Chinas zu verstehen, wobei sie in hohem Maße angetan waren von der moralischen Kultiviertheit der in konfuzianischem Denken gebildeten Beamten. Gleichfalls beeindruckte sie die Tatsache, dass das Land nicht – wie europäische Länder – vom Geburtsadel und Klerus beherrscht wurde, sondern von einer Beamtenschaft, welche ohne Ansehen der Geburt durch allgemeine Prüfungen ins Amt kam. Der chinesische Kaiser schien ihnen wie ein erleuchteter Monarch – ein Philosophenkönig –, der durch seine Beamten ein harmonisches, gesittetes und nicht kriegslüsternes Gemeinwesen garantierte. Neben ihrem Interesse an geistigen Themen waren die Jesuiten versiert in vielen praktisch-technologischen Gebieten; so wussten sie Kanonen zu gießen, verstanden etwas von Kartographie, kannten sich aus in Astronomie und beherrschten die diffizilen mathematischen Berechnungen, die mit der Aufzeichnung von astronomischen Daten und der Erstellung eines Kalenders einhergehen. Mit diesen Kenntnissen wurden sie am chinesischen Hofe – wo astronomischen Ereignissen als Omina eine besondere Bedeutung zukamen und wo das Zeremoniell des Kaisers (als Ausdruck der Einheit von Kosmos und Menschenwelt) sich strikt an den kalendarischen Ablauf der Tage und Jahreszeiten halten musste – hochgeschätzt und gelangten in höchste Ämter. Neben Matteo Ricci ragt der Deutsche Adam Schall von Bell (1592 – 1666) heraus, der vom ersten Kaiser der Qīng 清-Dynastie sogar zum Beamten des ersten Grades befördert wurde. Und was schließlich die Methode des Missionierens betrifft, so befürworteten die Jesuiten keine „Portugalisierung“ der indigenen Bevölkerung (wie z. B. in Amerika oder im indischen Goa geschehen), sondern Anpassung („Akkommodation“) an chinesische Verhältnisse, einschließlich der Tolerierung chinesischer Bräuche wie den Konfuzius- und Ahnenkult. Allerdings ist auch festzustellen, dass sie zwar die Chinesen bekehren wollten, dass sie jedoch gleichsam auch umgekehrt von den konfuzianisch kultivierten Chinesen „bekehrt“ wurden.

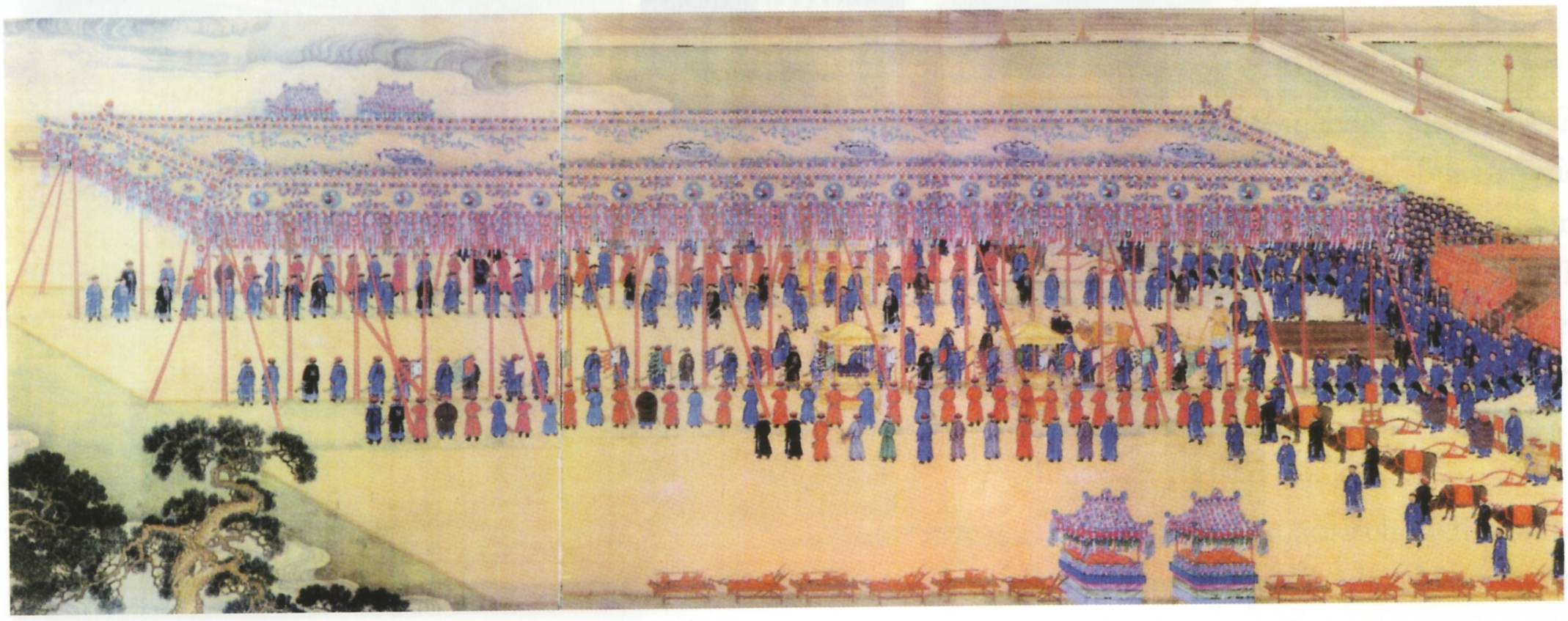
Es ist interessant, dass die europäischen Denker der Aufklärung (z. B. Voltaire und Leibniz) in hohem Maße von dem Chinabild der Jesuiten beeinflusst waren, so dass ihnen China als positives Fremdbild für ihre Kritik an Kirche, Klerus und Adel diente, die seinerzeit über europäische Länder herrschten. Es bewies für sie, dass höchste Moralität auch ohne die biblische Tradition und göttliche Offenbarung möglich war. Leibniz,



Matteo Ricci (1552 – 1610), Adam Schall von Bell (1591 – 1666), Ferdinand Verbiest (1623 – 1688)

der in engem Briefkontakt mit Jesuiten in China stand, empfahl sogar, man solle nicht nur christliche Missionare zu den Chinesen schicken, sondern auch deren Missionare in Europa empfangen, wo sie angesichts eines nicht nur von ihm beklagten beispiellosen moralischen Verfalls zur Verbreitung einer tugendhaften und gemeinwohl-orientierten Lebensweise beitragen könnten. So schrieb er in seinem Buch *Novissima Sinica* (Das Neuste über China):

> Jedenfalls scheint mir die Lage unserer hiesigen Verhältnisse angesichts des ins Unermeßliche wachsenden moralischen Verfalls so zu sein, dass es beinahe notwendig erscheint, dass man Missionare der Chinesen zu uns schickt, die uns Anwendung und Praxis einer natürlichen Theologie lehren könnten, in gleicher Weise, wie wir Ihnen Leute senden, die sie die geoffenbarte Theologie lehren sollen. Ich glaube daher: Wäre ein weiser Mann zum Schiedsrichter nicht über die Schönheit von Göttinnen, sondern über die Vortrefflichkeit von Völkern gewählt worden, würde er den goldenen Apfel den Chinesen geben, wenn wir sie nicht gerade in einer Hinsicht, die freilich außerhalb menschlicher Möglichkeiten liegt, überträfen, nämlich durch das göttliche Geschenk der christlichen Religion.



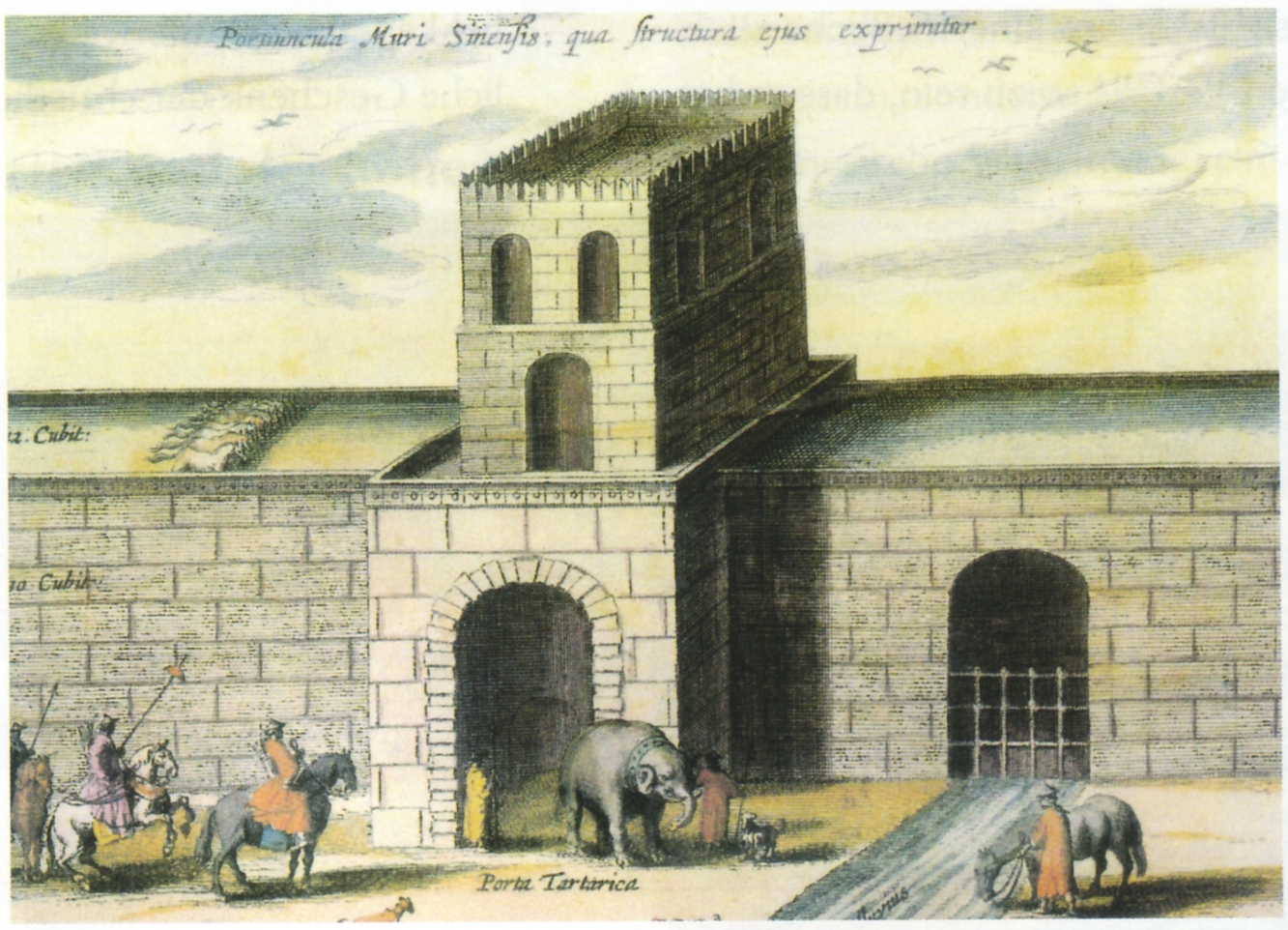
Der Kaiser von China am Pflug – Yōngzhèng 雍正 (1723 – 1735) beim Erdopfer



König Ludwig XVI von Frankreich am Pflug (1770)

So begegnen wir bei Leibniz zum ersten Mal dem Gedanken der Gleichberechtigung der Kulturen, denn China war für ihn „ein Reich, das gleichsam wie ein Europa des Ostens das entgegengesetzte Ende der Erde ziert". Aufsehenerregend für die damalige Zeit waren auch Berichte, denen zufolge der chinesische Kaiser den Pflug in die Hand nahm, um einmal jährlich beim Erdopfer eine Furche zu ziehen. Im Gefolge dieser Nachrichten gab es Bilder von diesem bemerkenswerten Ereignis wie von Bernhard Rhode; auch ließen sich europäische Kaiser und Könige bald ebenfalls hinter dem Pflug abbilden.

Ambivalent in diesem hohen Bild war allenfalls die fehlende kriegerische Orientierung und friedliebende Einstellung der chinesischen Gelehrtenbeamten. So schrieb der französische Jesuit Louis Daniel LeComte (1696) warnend: „Die sinesische Politik verhindert durch diese Zucht [Friedensliebe] viel innerliche Un-



Die große Mauer. Athanasius Kircher: „China monumentis …" (1667)

ruhe; allein sie setzt damit zugleich das Volk in Gefahr auswärtiger Kriege, welche noch gefährlicher seien." Diese Einschätzung wurde nur 150 Jahre später in den Opiumkriegen von der Wirklichkeit bestätigt.

Im Gefolge der Berichte der Jesuiten erschienen eine Reihe einflussreicher Werke über China in Europa, so Athanasius Kirchers Dokumentation mit dem langen Titel *China monumentis, qua sacris qua profanis […] illustrata* (1667) und Jean Baptist du Haldes *Description de la Chine* (ca. 1730, deutsch: 1747). Die Autoren dieser reich bebilderten Bücher, die ein Chinabild der hohen Moral, rationalen Ordnung und „erleuchteten Monarchie" – kurzum, eines von aufgeklärten Gelehrtenbeamten regierten Utopias – vermittelten, waren ebenfalls Jesuiten, jedoch solche, die China nicht aus eigener Erfahrung kannten, sondern sich ganz auf die Berichte ihrer in der Mission tätigen Kollegen stützten.

Das „China-Fieber" der damaligen Zeit zeigte sich schließlich auch im Kunststil des Rokoko, welches maßgeblich von der „Chinoiserie" geprägt war. Teepavillons und Porzellan mit idyllisierten Chinaszenen waren nun gang und gäbe an europäischen Fürstenhöfen (wie z. B. auch im Schlosspark von Sanssouci in Potsdam).

Für große Teile der Kirche war jedoch die von den Jesuiten praktizierte, nämlich an die chinesischen Verhältnisse angepasste Art des Missionierens ein Ärgernis. Im sogenannten Ritenstreit, der Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts in ganz Europa heftig und kontrovers diskutiert wurde, brach der Konflikt auf. Der Vatikan zeigte sich den interkulturell aufgeschlossenen und zu Zugeständnissen an die chinesischen Bräuche bereiten Jesuiten unnachgiebig. Der ebenfalls den Jesuiten zugetane chinesische Kaiser reagierte auf diese von Rom ausgehende Intervention in sein Reich kurzerhand mit der Ausweisung der Missionare (1724). Nur einige wenige, die als Hofastronomen vorzügliche Dienste taten, durften noch bleiben.



Chinoiserie

4. Von der Sinophilie zur Sinophobie

Der Abbruch der Jesuitenmission aufgrund des Ritenstreits führte zu einer erheblichen Verschlechterung des Chinabildes in Europa. Nach dem endgültigen Ende der Jesuitenmission durch Auflösung des Jesuitenordens (1773) wurde das Chinabild nun von seefahrenden Händlern bestimmt, deren oberflächlichere Kenntnis von Land und Leuten auf Kontakte in Häfen beschränkt blieb. Sie deuteten das ritualisierte und auf Gesicht bedachte höfliche Verhalten der Chinesen als Zeichen von Unehrlichkeit und Hinterlist. Mit großem Aufsehen in Europa aufgenommene Berichte von Fällen grausamer Rechtspraxis (bei Unglücksfällen, die sich im Zusammenhang mit der Seefahrt ereigneten) und andere Missverständnisse trugen das ihre zu einem zusehends negativen Chinabild bei. Beispielhaft dafür ist das Buch des britischen Seefahrers George Anson (1697 – 1762) *Voyage around the World* (1741), worin es heißt:

> Soviel lässt sich zweifellos feststellen, dass was Gekünsteltheit, Falschheit und Geldgier betrifft, viele Chinesen in keinem Vergleich stehen zu anderen Völkern. Doch das Zusammentreffen dieser Talente und die Art, wie sie sich in Notsituationen zeigen, sind sogar jenseits jeglicher Vorstellungskraft eines Ausländers.

Hinzu kam, dass nach der französischen Revolution mit der Ausrufung der Republik das Modell einer „erleuchteten Monarchie" nicht mehr gefragt war

und China mittlerweile angesichts der in Europa anlaufenden industriellen Revolution als hoffnungslos rückständig, ja als unfähig zur Entwicklung betrachtet wurde. „Wissenschaftlich" untermauert wurde dieses Negativbild durch entsprechend abwertende Vergleiche von Herder, Hegel und Marx, welche in China eine „orientalische Despotie" sahen. Außerdem stellte man anstatt politischen Fortschritts dort ebenfalls nur lächerliche Rückständigkeit fest. Das von Herder kreierte Bild von China als einer „balsamierten Mumie", die bei einer Berührung mit dem geringsten frischen Lufthauch auseinander fiele, wurde in ganz Europa populär. Und für Hegel, den einflussreichsten deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts hatte China als Land des ewigen Stillstands keinen Anteil an der Weltgeschichte. Folgender Spottvers von Ludwig Eichrodt aus dem Jahre 1848 ist typisch für das Chinabild in der Mitte des 19. Jahrhunderts:

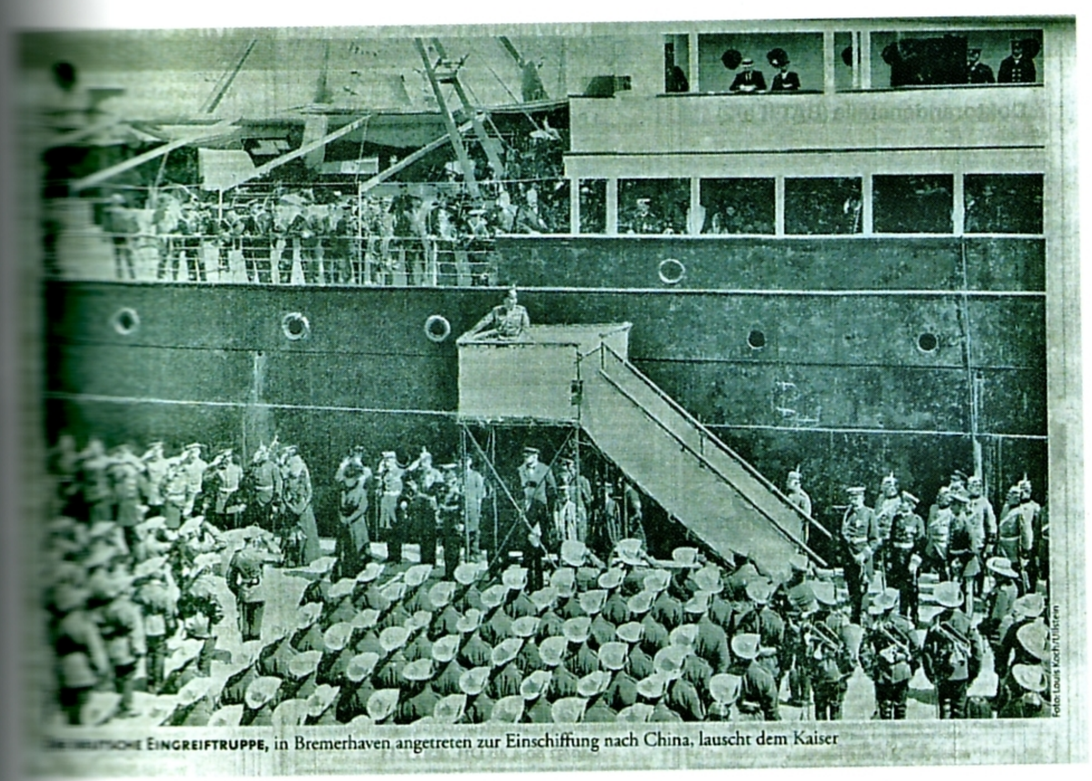
> Nach Chinesien, nach Chinesien
> Möcht' ich, wo ich nie gewesien,
> Wo die Seelen stille stehen,
> Wo die Menschen wahrhaft wimmeln,
> Frauen ihren Fuß verstümmeln,
> Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Interessant ist allerdings auch, dass sich bei einigen einflussreichen Figuren eine Wandlung in ihrem Chinabild feststellen lässt. Allen voran wäre hier Goethe zu nennen, der in seiner frühen Phase des Sturm und Drang gegen das rational-aufgeklärte Weltbild und das gleichzeitig mit der Chinoiserie einhergehende schnörkelhafte Gehabe des Rokoko ankämpfte. In seiner späten Phase, in der er sich mit dem Gedanken einer „Weltliteratur" trug und die „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten" dichtete, gelangte er jedoch zu einem außerordentlich positiven Chinabild.

> Dämmrung senkte sich von oben,
> Schon ist alle Nähe fern;
> Doch zuerst emporgehoben
> Holden Lichts der Abendstern!
> Alles schwankt ins Ungewisse,
> Nebel schleichen in die Höh';
> Schwarzvertiefte Finsternisse
> Widerspiegelnd ruht der See.
> Nun im östlichen Bereiche
> Ahn' ich Mondenglanz und -glut,
> Schlanker Weiden Haargezweige
> Scherzen auf der nächsten Flut.
> Durch bewegter Schatten Spiele
> Zittert Lunas Zauberschein,
> Und durchs Auge schleicht die Kühle
> Sänftigend ins Herz hinein.
>
> J. W. v. Goethe, Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten, VIII

Selbst Herder sollte im Alter sein Bild von der „balsamierten Mumie" revidieren. Und schließlich lässt sich der Wandel am eindruckvollsten bei Karl May, dem auflagenstärksten deutschen Schriftsteller aller Zeiten, beobachten. Wird in seinem *Blau-roten Methusalem* von 1892 China noch als Land einer lächerlichen Rückständigkeit kolportiert, so tritt uns in seinem gut zehn Jahre später erschienenen Werk *Und Friede auf Erden!* (1904) ein diametral konträres, nämlich äußerst positives Chinabild entgegen.
In gewisser Weise schrieb Karl May mit letzterem Werk auch gegen einen Zeitgeist an, denn hatten die beiden Opiumkriege, die England (später an der Seite mit Frankreich) seit 1839 mit China focht (um in China weiterhin im großen Maßstab das in der britischen Kolonie Indien gewonnene Opium vertreiben zu können und damit die negative englische Handelsbilanz mit China aufzubessern) bereits wesentlich dazu beigetragen, um in Europa Stimmung gegen die angeblich von China ausgehende Gefahr zu machen, so erreichte das Chinabild in Deutschland seinen Tiefpunkt mit dem Boxeraufstand (1900). China wurde nun als Bedrohung der abendländischen Zivilisation, als „gelbe Gefahr", empfunden.
So schwang sich auch der deutsche Kaiser mit seiner berüchtigten „Hunnenrede", gehalten vor Soldaten, die sich einschifften, um den Aufstand niederzuschlagen, zum Retter des christlichen Abendlandes auf:

> „Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie



Kaiser Wilhelm bei der „Hunnenrede".
(1900, Niederschlagung des Boxeraufstands)



1. Gruss aus Kiao-Tschau / Greetings from Kiaochow

Feldpost aus China (1898)

noch jetzt in der Überlieferung gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bekannt werden, dass niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen."

Der Hochmut des deutschen Kaisers sollte nicht lange währen, denn im Ersten Weltkrieg zerbrach sein Traum von einem großen Kolonialreich, wie es die Engländer besaßen. Darum hatte er sich noch kurz vor dem Boxeraufstand, nämlich im Jahre 1897, in China bemüht, als er die Ermordung zweier deutscher Missionare (Kaiser Wilhelm: „Ein Geschenk des Himmels!") dazu nutzte, Kanonenboote nach China zu entsenden und eine Kolonie – Tsingtao (Qīngdǎo 青島) – für das deutsche Reich zu erwerben.

5. Positive Chinabilder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Nach der Katastrophe des Ersten Weltkrieges bekam das Chinabild wieder positive Züge. Angesichts des kollektiven Selbstmordes der europäischen Zivilisation gab es nicht nur kulturpessimistische Stimmen wie von Oswald Spengler, die einen *Untergang des Abendlandes* voraussagten; in einer grundsätzlichen Infragestellung europäischer kultureller Arroganz erschien vielen deutschen Dichtern und Denkern (Hesse, Klabund u. a., später auch Brecht) das geheimnisvolle *„Tao"* (*Dào* 道) der Chinesen als Rettung des durch seinen eigenen zivilisatorischen Fortschritt bedrohten Europa. Ein *Tao*-Fieber brach in Deutschland aus. In seiner 1919 entstandenen Schrift „Hör es Deutscher!" rief der Dichter Klabund die Deutschen dazu auf, nach dem „Heiligen Geist des *Tao*" zu leben und zum „Chinesen Europas zu werden". Nun wurde wieder an das von den Jesuiten vermittelte positive Chinabild angeknüpft, wobei jedoch die Aufmerksamkeit nicht so sehr der gesellschaftsorientierten konfuzianischen Tradition, sondern der zeitlosen taoistischen Weisheit galt. Angeregt durch die Übersetzungstätigkeit von Richard Wilhelm wurden auch Philosophen und Psychologen auf China aufmerksam: Graf v. Keyserling, C. G. Jung, Martin Buber und Martin Heidegger.

Dem vorausgegangen war eine überaus positive Rezeption der chinesischen Lyrik, allerdings in beispielloser Verfremdung – so auch die Verarbeitung von Gedichten des berühmten Táng 唐-Dichters Li T'ai-po (Lǐ Bái 李白, 699 – 752) in Gustav Mahlers „Das Lied von der Erde" von 1909. Mahlers Werk lagen vor allem Fassungen aus Hans Bethges Sammlung *Die chinesische Flöte* (1907) zugrunde. Allerdings sind diese Nachdichtungen derart entstellend, dass sie mit den (deshalb auch nur mühsam aufzuspürenden) Originalen kaum noch etwas gemein haben. Es handelt sich hierbei um eine kulturelle und zeitgeistgemäße Aneignung der ästhetisch völlig anders gearteten Táng-Lyrik (mit Merkmalen wie Ichlosigkeit, Verhaltenheit im Ausdruck von Gefühl, Einfachheit in der Sprache, Formstrenge, Ein-

heit von Szenerie und Gefühl) in die bisweilen schwülstig-überladene, gefühlstriefende und ichbesessene Ausdrucksweise und *fin de siècle*-Stimmung der Epoche zwischen Spätromantik und deutschem Expressionismus. Es ist nur Gustav Mahlers grandiose Musik, die diese Anverwandlung in Form eines genialen kreativen Missverständnisses rechtfertigt.

Diesem Missverständnis entspricht auch das Chinabild des Exotismus mit seinen irrealen Welten und operettenhaften Klischees, so z. B. in Franz Lehárs Operette *Land des Lächelns* (1912) oder Giacomo Puccinis Oper *Turandot* (1926). In letzterer heißen die Mandarine des Kaisers Ping, Pang und Pong, wodurch man sich heute eher an Donald Duck-Hefte als an China erinnert fühlt. Bezeichnenderweise hat Marcel Reich-Ranicki nach seiner ersten Chinareise als Reaktion auf einen Besuch der Verbotenen Stadt in Peking eher unbeeindruckt bemerkt, sie erinnere ihn lediglich an *Turandot*. Nachdem die VR China lange Zeit die Aufführung dieser Oper verboten hatte, da man der Meinung war, dass diese Oper China nicht in einem günstigen Licht darstellte, hat man mittlerweile (1998) eine Aufführung von *Turandot* vor der Kulisse der Verbotenen Stadt zugelassen (mit Zhāng Yìmóu 張藝謀 als Regisseur) und verfilmt.

Ironie der Geschichte: Nach dem Ersten Weltkrieg, zur Zeit als das Tao-Fieber in Deutschland einen ersten Höhepunkt erreicht, bricht in China die 4.-Mai-Bewegung von 1919 aus, die als Beginn der chinesischen Moderne, nämlich als Bewegung gegen die klassische chinesische Kultur mit der Forderung nach einer „totalen Verwestlichung", gilt. In dieser Periode prägt Lǔ Xùn 魯迅 (1881 – 1936), der berühmteste Schriftsteller der frühen chinesischen Moderne, mit der Figur des Ah Q („Die wahre Geschichte des Ah Q") – einer verachtenswerten Figur, die ihre Demütigungen und Niederlagen immer in psychologische Siege umzudeuten weiß – ein Selbstbild der Chinesen, das weitgehend dem europäischen Chinabild der lächerlichen Rückständigkeit und des „kranken Mannes Asiens" entspricht.

Das Nazi-Regime unterhielt ursprünglich positive Beziehungen zur Republik China unter Chiang Kai-shek, der sich vom europäischen Faschismus durchaus angezogen fühlte. In dem Moment jedoch, als Hitler-Deutschland sich mit Japan verbündete – das während des 2. Weltkrieges auf chinesischem Boden einen erbarmungslosen Krieg gegen China führte –, begann China in Deutschland keine Rolle mehr zu spielen. Anders in Amerika, wo einerseits Edgar Snows Bestseller *Red Star Over China* (1937) die kommunistische Bewegung unter Mao Tse-tung verherrlichte, andrerseits ein positives Bild von China durch die Werke von Lín Yǔtáng 林語堂 *(My Country and My People; Weisheit des lächelnden Lebens)* und Pearl S. Buck geschaffen wurde. Diese Tendenz wurde zumindest während des Zweiten Weltkrieges durch die Feindschaft mit Japan nach Pearl Harbor noch verstärkt.

6. Das Auf und Ab des Chinabildes von den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts bis heute

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging es mit dem nun vom Koreakrieg, dem Ost-West-Gegensatz und der damit einhergehenden Kommunistenphobie geprägten Chinabild zunächst wieder bergab. Dazu mischte sich die Vorstellung einer unter Mao gleichgeschalteten Masse „blauer Ameisen", die an die „orientalische Despotie" und die „Gelbe Gefahr" des 19. Jahrhunderts erinnerte. Verstärkt wurde dies durch Maos Rhetorik des Sieges des Ostwinds über den Westwind.

Für die Studentenbewegung der 68er Jahre zeigte sich hingegen im kulturrevolutionären China das real gewordene Utopia einer klassenlosen Gesellschaft. Galt das Interesse vorher noch dem *Tao*, so wandelte sich der von der Studentenrevolte beflügelte Zeitgeist nun mit Macht von *Tao* zu Mao. „Philosophisch" unterfüttert wurde diese Tendenz durch Schriften maßgeblicher französischer Intellektueller wie Julia Kristeva, Roland Barthes und Michel Foucault, die in Maos China das Gelobte Land erblickten. So blieben Mao und *Tao* für eine lange Zeit fast die einzigen Referenzpunkte für das Chinabild im Westen – mit den entsprechenden Konsequenzen einer ausschnitthaften Perspektive auf China für die europäische Intelligenz. Dass das Land während der Kulturrevolution ein beispielloses Blutbad erlebte und in einem Chaos zu versinken drohte

wurde seltsamerweise vom Westen seinerzeit kaum wahrgenommen.

Sechs Jahre nach Ausbruch der Kulturrevolution übermittelte vielmehr Nixons Besuch in China im Jahre 1972 ein Bild von Mao Tse-tung als „erleuchtetem Herrscher", was an die Chinabilder der Aufklärung erinnert. Demgegenüber lösten der Tod von Mao im Jahre 1976 und der darauf folgende Sturz der „Viererbande" Ratlosigkeit und Frustration unter den zahlreichen Mao-Anhängern (vor allem Studenten) aus. War die Kulturrevolution bereits nicht verstanden worden, so beschwörten die Ereignisse des Jahres 1976 wiederum die Vorstellung eines „Geheimnisses des Ostens" herauf. Es sollte nämlich ein paar Jahre dauern, bis die in China einsetzende Reformphase und der damit einhergehende Abschied von maoistischer Politik unter seinen Anhängern in der westlichen Welt akzeptiert und verarbeitet wurde.

Die Zwiespältigkeit der damaligen Chinabilder vermittelt recht plastisch und nicht ohne selbstironisches Augenzwinkern der Anfang des Jahres 1982 erschienenen Buches *Kopfgeburten oder die Deutschen sterben aus* von Günter Grass:

> Zu Fuß zwischen Radfahrern, die sich in Haltung, Kleidung unendlich wiederholen, mitten im Radfahrerdschungel, in Shanghai, jener Stadt, in der elf von neunhundertfünfzig Millionen Chinesen leben, fremd in der Masse, fiel uns plötzlich als Spekulation eine Umkehrung an: in Zukunft habe die Welt mit neunhundertfünfzig Millionen Deutschen zu rechnen, während das chinesische Volk, nach Zählung der in zwei Staaten lebenden Deutschen, mit knapp achtzig Millionen Chinesen zu beziffern sei. [...] Wir erschraken inmitten der Radfahrervölker. Kann man sich das ausdenken? Darf man sich das ausdenken? Ist diese Welt vorstellbar: bevölkert von neunhundertfünfzig Millionen Deutschen, die sich, bei strikt eingehaltener Zuwachsraten von nur 1,2%, dennoch bis zum Jahre 2000 auf über eine Milliarde und zweihundert Millionen Deutsche auswachsen? Wäre der Welt das zuzumuten? Müßte die Welt sich nicht (aber wie?) dieser Zahl erwehren? Oder könnte die Welt so viele Deutsche (Sachsen und Schwaben inbegriffen) ertragen, wie sie zur Zeit über neunhundertfünfzig Millionen Chinesen erträgt?

Die Prognose von Günter Grass hinsichtlich der Bevölkerungsentwicklung Chinas hat sich bekanntlich inzwischen bewahrheitet. Und was das Chinabild betrifft, so war dies Anfang der 80er Jahre durch die Öffnungspolitik Dèng Xiǎopíngs 鄧小平 ebenfalls wieder positiver geworden. Dabei sind zwei Aspekte hervorzuheben: Einerseits ging mit dem Abnehmen der Politisierung an den Universitäten ein gesamtgesellschaftlich wahrnehmbarer Trend zum Esoterischen einher, so dass in den 80er Jahren eine Begeisterung für Buddhismus, *Tao, Tàijí* 太極, *Qìgōng* 氣功, *Fēngshuǐ* 風水, Kungfu, Zen etc., von den USA her kommend (wo diese bereits während der Hippie-Bewegung der 60er und 70er Jahre eingesetzt hatte), auch in Europa immer weitere Kreise der Bevölkerung erfasste. China ging nun die Bedeutung als „linkes Utopia" verloren, stattdessen wurde es (ähnlich wie bereits in den zwanziger Jahren) zum gelobten Land derer, die das Heil der Welt aus dem Osten erwarteten: Das Interesse entwickelte sich also wieder zurück – dialektisch, wenn man so will – von Mao zu *Tao*. Andererseits führte die wirtschaftliche und touristische Öffnung Chinas zu einer nie gekannten China-Euphorie hierzulande, selbstverständlich auch genährt von der Vorstellung eines riesigen Marktes: Die Kosmetikunternehmen schwärmten von „einer Milliarde Zahnbürsten und zwei Milliarden Achselhöhlen" (Theo Sommer).

Dieses Bild, das wie seine positiven und negativen Vorgänger im Wesentlichen auf Wunschdenken bzw. Projektionen beruhte, zerbrach mit der gewaltsamen Niederschlagung der Studentenbewegung im Juni 1989. Von da an blieb das Chinabild ein gutes Jahrzehnt lang im Keller. Das Kontrastprogramm lieferte seinerzeit das sich vom Kommunismus lösende Osteuropa mit der Auflösung der Sowjetunion im Jahre 1991. Während sich das Bruttoinlandsprodukt in Russland während der 90er Jahre halbierte und das von China in der gleichen Zeit verdoppelte – wodurch eine (zahlenmäßig gesehen) Verbesserung menschlicher Lebensverhältnisse einherging, wie sie größer niemals

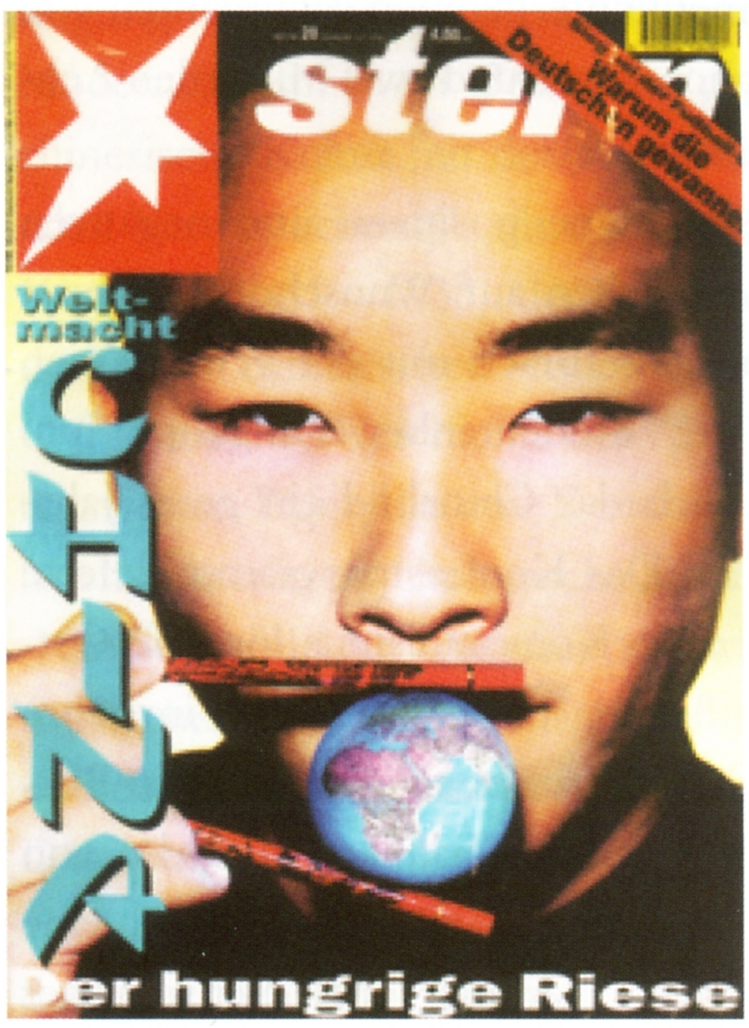
und nirgendwo zuvor in der Welt stattgefunden hat –, wurde China zum bevorzugten Objekt der Kritik in Menschenrechtsfragen, obwohl sich die Situation in China in diesem Bereich im Vergleich zu den noch recht eingeschränkten 80er Jahren erheblich gebessert hatte.

Die Spannung zwischen (politisch) beeinflusster Wahrnehmung Chinas in den Medien und seiner Wirklichkeit während der vergangenen paar Jahrzehnte hat der US-Autor William H. Overholt in seinem Buch *The Next Economic Superpower* einmal in folgender Weise auf den Punkt gebracht:

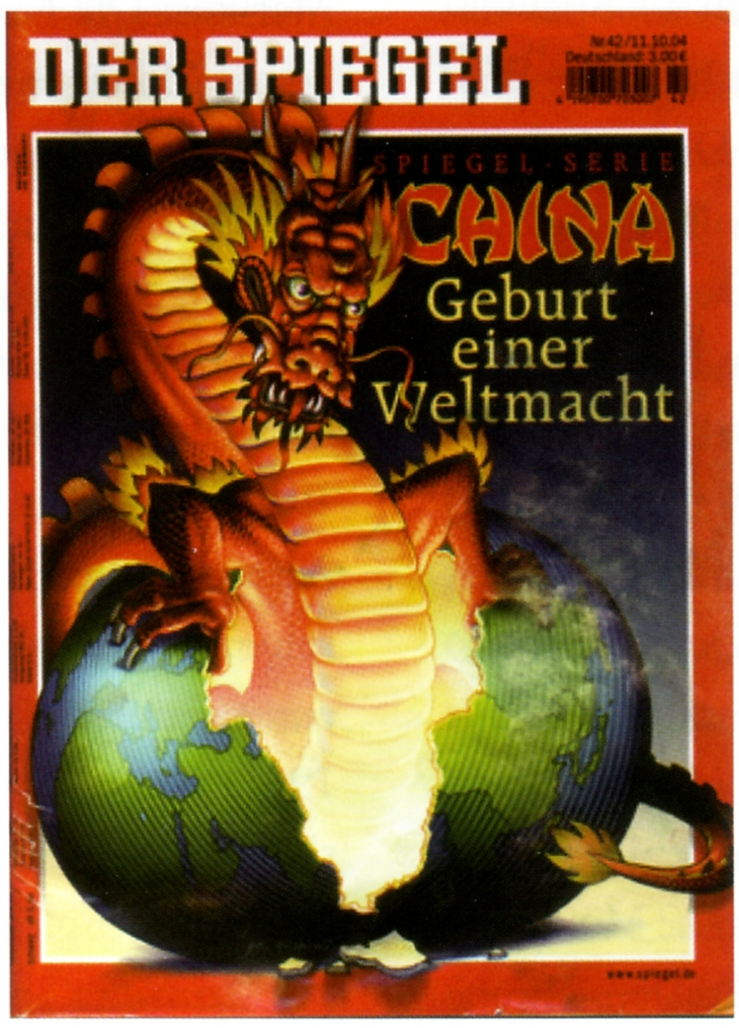
> Für jeden Historiker […] bleibt es ein Geheimnis, warum die Welt außerhalb Chinas die positiven Aspekte der Entwicklung innerhalb Chinas nicht schätzen lernte. Die Führung jedes osteuropäischen Landes wäre als genial gepriesen worden, hätte sie die eine oder andere Errungenschaft Chinas aus den Jahren 1994–95 umgesetzt; ganz im Gegenteil riefen die meisten Leistungen Chinas jedoch keinerlei Aufmerksamkeit in der westlichen Presse hervor. So weit es der Durchschnittsamerikaner [aus den Medien] beurteilen konnte, hatte China in dieser Periode kaum mehr zustande gebracht, als sein Volk unterdrückt und einen Angriff auf Taiwan vorbereitet.

Wenn auch diese Einschätzung für eine amerikanische Leserschaft geschrieben wurde, so dürfte sie doch weitgehend dem Chinabild der 90er Jahre in Deutschland entsprechen. So hatte hierzulande China während der 90er Jahre parteiübergreifend eine schlechte Presse. Anlässlich der Feierlichkeiten im Jahre 1999 zum 50jährigen Bestehen der VR China gab es nur Kritik und Häme. Die *Süddeutsche Zeitung* schrieb: „Hier feiert nicht eine Nation, hier feiern sich die Herrscher." Und der *Standard* in Wien meinte: „50 Jahre VR China sind synonym mit 50 Jahre Gewalt der KP gegen das eigene Volk." Auch gab es keinerlei Verständnis für die chinesische Empörung über die Bombardierung ihrer Botschaft in Belgrad während des Kosovo-Krieges im gleichen Jahr. Insgesamt lässt sich somit für diese Periode eher eine Tendenz zur „Dämonisierung Chinas" beobachten. Der Sinologe Wolfgang Kubin meinte seinerzeit hierzu: „Nach dem Untergang der Sowjetunion firmiert die Volksrepublik China gleichsam als das neue Reich des Bösen. Kein Land der Welt hat eine solch schlechte Presse in Deutschland."

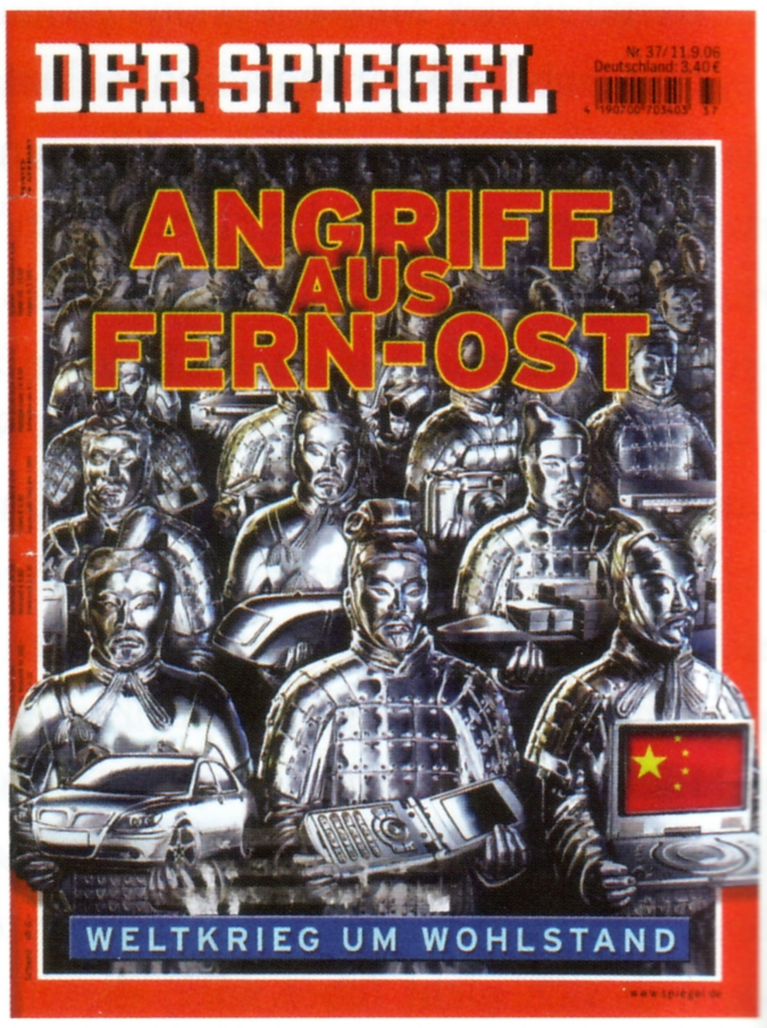
Mittlerweile ist die Perspektive dazu gekommen, dass das in einem beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung befindliche Land – in einem *Weltkrieg um Wohlstand* (Gabor Steingart) – als Bedrohung für den Wirtschaftsstandort Deutschland wahrgenommen wird, denn, so heißt es intellektuell schlicht bei Stein-



„Der hungrige Riese" ca. 1990



Neue Weltmacht als böser Drache (2005)



Rotchina AG: ein „Termitenstaat", 2006

gart: „Ihr Aufstieg ist unser Abstieg." Zu der vermuteten Bedrohung unseres Wirtschaftsstandorts ist inzwischen noch eine in China lokalisierte Gefahr für das ökologische Überleben des Planeten getreten (sowie in jüngster Zeit eine Gefahr für unsere Kinder durch verseuchtes Spielzeug). In Verkennung der tatsächlichen Ursachen der globalen Umweltkrise und des Klimawandels (dass diese nämlich vor allem durch die Entwicklung der westlichen Länder während der letzten 50 bis 100 Jahre angestoßen wurden), wird das Bemühen um wirtschaftliches Aufholen seitens Chinas als die eigentliche Gefahr für die globale Umwelt empfunden.

Wie dem auch sei, das Chinabild unterlag während der hier aufgezeigten Periode großen Schwankungen: Einer mehrhundertjährigen Periode eines positiven Chinabildes folgte im 19. Jahrhundert eine Umkehrung, während der China etwa gut einhundert Jahre lang ein ausgesprochen schlechtes Image hatte. Während des 20. Jahrhunderts ging es in immer schneller werdenden Abständen mal rauf und mal runter, wobei diese schnellen Schwankungen in jüngster Zeit den Eindruck eines ambivalenten Bildes hinterlassen. Trotz dieser Diskrepanzen und aller anderen Schwankungen haben sich hierzulande – neben der andauernden Kritik in Menschenrechtsfragen – zwei Bilder von China hartnäckig gehalten: die Vorstellung vom „immer nur lächelnden" und ausgesprochen höflichen Chinesen sowie von China als einer Gegenwelt, in der alles anders ist. Somit erscheint es nach wie vor als Inbegriff von Fremdheit und „Geheimnis des Ostens": Was einem früher als „böhmisches" Dorf erschien, kommt einem heute eher „chinesisch" vor.

Desweiteren lässt sich zweierlei festhalten:

1. Das Chinabild sagt eigentlich wenig über China selbst aus, sondern eher etwas über die eigene nationale Befindlichkeit und Ängste sowie unsere eigenen politischen Präferenzen: sei es der Wunsch nach einer besseren Welt zu Zeiten Marco Polos, die Vision einer erleuchteten Herrschaft in der Zeit der Aufklärung, das Belachen einer Rückständigkeit in Zeiten politischer und industrieller Revolutionen oder, wie in der jüngsten Zeit, der Fokus auf Probleme des Wirtschaftsstandorts sowie der Menschenrechte (letzteres in einer höchst selektiven und das Eigenbild der Europäer, Amerikaner und deren Freunde entlastenden Weise). Von dieser Warte aus gesehen ist die deutsche China-Politik in erster Linie zur deutschen Innenpolitik geworden, denn so heißt es in der Wochenzeitung DIE ZEIT (2.9.07): „Wer in China [als Politiker] die Einhaltung der Menschenrechte anmahnt, gilt als mutig in Deutschland. Wer es nicht tut, als Versager." Und zur Rolle der Medien und Politiker bei der Entstehung eines Zerrbildes von China sagte jüngst Außenminister Frank-Walter Steinmeier (FAZ, 23.11.07): „Im Moment haben wir hier in Deutschland viele, die machen ihrem Ärger gegenüber China Luft, greifen zu großen Gesten und symbolischen Handlungen. Dieser Weg sichert die Aufmerksamkeit der Massenmedien, schließt an an gängige Vorurteile und bestätigt bestehende Befürchtungen. Er ist sozusagen Boulevard-kompatibel. Das ist ja auch nicht unwichtig, gerade für Politiker nicht. Leider. […] Zumeist trägt dieser Weg – im besten Fall – nur et-



Land der Unverständlichkeit - „Geheimnis des Ostens"

was zur Schilderung des Problems in Deutschland bei. Aber nichts zur Lösung in China. Ich jedenfalls glaube nicht, dass sich die chinesische Realität nach dem Applaudimeter der deutschen Presse richtet.“ So bildet auch heute noch – trotz immer umfassenderer Informationen über China – das Bild von China gleichsam eine Projektionsfläche unserer politischen Vorlieben und Vorurteile. Dies bestätigt eine alte Lebensweisheit, wie sie z. B. der jüdische Talmud formuliert: „Wir sehen die Dinge nicht, wie sie sind, sondern wie wir sind.“

2. Unser Chinabild ist heute bestimmt von Einzelbildern, Ausschnitten und Teilansichten. Diese sind sicher ebenso ungenügend oder ambivalent wie jegliche Generalisierung, aber sie tendieren insgesamt gesehen eher dazu, eine Wirklichkeit widerzuspiegeln. So schließt Jonathan Spence, der große zeitgenössische Historiker Chinas der Yale University seinen Artikel „Western Perceptions of China“ mit den Worten: „Je verschwommener, aber auch gleichzeitig bunter und mannigfaltiger unsere Wahrnehmungen von China werden, umso näher kommen wir vielleicht dem eigentlich Ungreifbaren: der Wahrheit.“

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Karl-Heinz Pohl, Sinologe
Universität Trier, FB II – Sinologie
54286 Trier
pohlk@uni-trier.de